



Bätter für den

Familientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 8. 23-27. „In jener Zeit, als Jesus in das Schiffelein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schiffelein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen; Herr hilf uns! wir gehen zu Grunde. Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich sehr und sprachen: wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen.“

Ueber das Lesen der hl. Schrift.

III.

Der Herr zeigt heute Seine göttliche Macht über Sturm und Wellen. Wie jenes Schiffelein durch den Galiläischen See, so segelt die Kirche Jesu durch die wogenden Fluten der Zeit. Dit sagen auch in diesem Schiffelein die Kleingläubigen, — zur rechten Zeit aber gebietet der Herr immer wieder den Stürmen, und das Schiffelein darf auf klarem, glattem Wasserspiegel seinen Weg zum Ziele hin fortsetzen.

Und wie mit dem Reiche Gottes auf Erden — Seiner Kirche — so geht es auch mit dem Reiche Gottes im Innern des Menschen; denn das Reich Gottes ist „in euch“, sagt der Herr (Lukas 17, 21). Die Gnaden der Erlösung bietet uns die Kirche dar: sie ist das äußere, sichtbare Reich Gottes auf Erden; — das Reich Gottes muß aber für Jeden, der selig werden will, auch ein innerliches sein, weshalb wir nach der Vorschrift des Herrn beten: „Zu uns komme Dein Reich!“ Die Sacramente vermitteln uns die Gnaden der Erlösung; wir aber brauchen den guten Willen, diese Gnaden anzunehmen. Und wie nun das sichtbare Reich Gottes auf Erden — die Kirche — Unwetter und Stürme zu verzeichnen hat, so hat auch das Reich Gottes im Innern des Christen, der sein ewiges Ziel ernstlich erstrebt, Unwetter und Stürme, Kämpfe und Versuchungen aller Art, zu bestehen, denen er zwar nicht ausweichen, die er aber mit der Hilfe Gottes überwinden kann.

Noch auf einen andern Punkt möchte ich hier aufmerksam machen: das innere und das äußere Reich Gottes — das Leben der sichtbaren Kirche und das Leben ihrer Glieder — stehen immerfort in einem Wechselverkehr. Die Zeit wirkt auf uns, lieber Leser, ein, und wir wirken auf die Zeit ein. Wo ist einer zu finden, den nicht die herrschende Gedankenströmung der Zeit,

ihre Irrtümer, ihr Unglaube, auf längere oder kürzere Zeit beeinflusst, oder den nicht wenigstens ihre Stürme auf eine Zeit lang irre und verwirrt gemacht hätten? *) Andererseits kann Jeder aber auch wieder einwirken auf die Andern im guten Sinne des Wortes; ja, kein Mensch darf sich der falschen Demut hingeben, als könne nicht auch er in dem Lebenskreise, in den er von Gott gestellt ist, auf seine Umgebung einen wohlthätigen, segensreichen Einfluß ausüben. Zwar vermögen wir den Einfluß, den unser Leben auf das Leben Anderer hat, nicht zu taxieren; allein das darf uns nicht beirren; es genüge uns das Bewußtsein, daß es auf unsere Umgebung ein guten Einfluß ausüben muß, wenn wir gehorsam sind gegen die Gebote des Herrn und Seiner Kirche, wenn wir unsern Glauben durch Wort und Tat bekennen; daß ferner dieser Einfluß um so größer sein muß, je mehr wir durch Bildung, durch irdischen Rang oder Besitz über unsere Mitmenschen hervorragen. So kommt es, daß wir durch Treue gegen Gott auch fremden Verdienstes teilhaftig werden — während wir durch Untreue und Anfehnung gegen Gott und Sein heiliges Gesetz uns auch fremder Sünden schuldig machen.

Welche Macht des Einflusses — nach der guten wie nach der schlimmen Seite — haben aber erst die Eltern in Bezug auf ihre heranwachsenden Kinder! Welchen Einfluß namentlich auch in Bezug auf das, was innerhalb der Familie gelesen wird! Wie hätten die Väter der Kirche — ein Chrysostomus, ein Hieronymus, von denen wir längst hörten — wie hätten sie ahnen können, daß Zeiten kommen würden, in denen Eltern und Kinder die heilige Schrift kaum noch dem Namen nach kennen; daß

*) Wie viele bangs, besorgte Fragen hörte ich nicht im Laufe der letzten Jahre bezüglich der heiligsüchtigen Zustände in den vorwiegend katholischen Staaten, Frankreich, Oesterreich etc! Meine Antwort begann meistens mit der Gegenfrage: „Wissen Sie eine katholische Zeitung? — Wenn nicht, so sehen Sie wohl selbst ein, daß es dazu die höchste Zeit ist!“

Sirckenkalender.

- Sonntag, 1. Februar.** Vierter Sonntag nach hl. drei Könige. Brigitta, Abtissin. Ignatius, Bischof und Martyrer † 107. Evangelium Matthäus 8, 23-27. Epistel: Römer 13, 8-10. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Heilige Kommunion der Mädchen. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 2. Februar.** Mariä Lichtmess. Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 2, 22-32. Epistel: Malachias 3, 1-4. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Erste heilige Messe beginnt 1/4 vor 6 wegen der Arbeiter. — Nach der Abendandacht Blasius-Segen. Karmeliten-Klosterkirche: 1/7 Uhr erste heilige Messe, 1/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht.
- Dienstag, 3. Februar.** Blasius, Bischof und Martyrer † 316. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nach allen hl. Messen Blasius-Segen.
- Mittwoch, 4. Februar.** Veronika, Jungfrau † 1497. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr 1. St. Josefs-Andacht. St. Anna-Stift: Dritter Mittwoch zu Ehren St. Josefs, Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 5. Februar.** Agatha, Jungfrau und Martyrin † 251.
- Freitag, 6. Februar.** Dorothea, Jungfrau und Martyrin † 208. Karmeliten-Klosterkirche: 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt; Nachmittags 1/6 Uhr Predigt darnach Herz-Jesu und Armenjeden-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Sonntag, 7. Februar.** Romuald, Ordensstifter † 1027.

Christen ihren ganzen Religionsunterricht beschränken auf einige in der Christenlehre flüchtig gelernte Antworten; sich begnügen mit wenigen, oft genug mit großer Verstreuung angehörten Predigten, und dabei glauben, ihrem Gewissen und den Forderungen der Religion vollkommen Genüge getan zu haben. Nicht als läßen die Christen heutzutage nicht! Im Gegenteil: Die Jugend liest, die Erwachsenen lesen, die Eltern lesen, die Dienstboten lesen — sie lesen bei Tag und bei Nacht, sie lesen bei der Arbeit, in Gesellschaft und insgeheim! Aber was lesen viele, viele Christen?

Sie lesen Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie ihre heilige Religion nicht kennen, sondern geringschätzen lernen; die Welt nicht verachten, sondern lieben, die Leidenschaften nicht bezähmen, sondern anfachen lernen. Und jenes Buch des Lebens, mit dem in der Hand die größten Heiligen zu sterben und beigelegt zu werden wünschten — die heilige Schrift und jene Bücher, die daraus schöpfen, liest man nicht! Und doch ist es heute durch den Verein „vom hl. Karl Borromeus“ auch der ärmsten Familie möglich gemacht, sich diesen kostbaren Schatz zu sichern: das Wort Gottes könnte ein Brot des Lebens für sie sein, wenn es am guten Willen nur nicht fehlte.

Wie ganz anders waren die Einwohner der Stadt Ephesus zur Zeit des hl. Apostels Paulus gestimmt! Zwei Jahre schon hatte der Völkerapostel dort das Evangelium Jesu Christi gepredigt, als eines Tages eine große Unruhe und Bewegung in der ganzen Stadt entstand: Holz und Feuer werden auf einem großen öffentlichen Platze zusammengetragen, — und wem gilt es? Ist etwa eine Verfolgung ausgebrochen, und soll Paulus selbst das Opfer sein? Nein, es galt den abergläubischen, gottlosen Büchern und Schriften, die sich auch in den Händen der Christen befanden; diese wurden zusammengebracht und öffentlich vor aller Augen verbrannt — für e. fünfzigtausend Mark Bücher gehen in Flammen auf! — Wenn doch ein solcher Eifer auch unter uns, lieber Leser, wieder einmal aufleben wollte! Für wie viele hunderttausend Mark würde nicht unsere Düsseldorf allein ins Feuer zu werfen haben!

Ich schließe mit einem Worte des großen hl. Augustinus: Leset die heiligen Schriften (mahnt er), betrachtet sie als ein Schreiben, das ihr aus eurem himmlischen Vaterlande empfangen habt! So wie ein Reisender, der schon lange und sehr weit von seinem Vaterlande entfernt ist, mit Entzücken und bis zu Thränen gerührt einen Brief lesen würde, den er endlich daher empfing, so sollen wir die heilige Schrift lesen, die uns Nachrichten vom Himmel, unserm eigentlichen Vaterlande, bringt, wo unsere Brüder sind, und dem wir allmählig selbst uns nähern, um ewig da zu wohnen.

Messungen im Weltall.

Von Rudolf Curtius.

I.

Das Vorstellungsvermögen des menschlichen Geistes für die Begriffe von Raum und Zeit hat seine engumschriebenen Grenzen. Ewigkeit und Unendlichkeit sind Dinge, an denen die menschliche Fassungskraft unweigerlich scheitert und wohl jeder, der denkend sein bewunderndes Auge zum nächtlichen Sternenhimmel erhoben hat, ist sich des unlöslichen Widerspruchs bewußt geworden, in welchem die Tatsache, daß in unserem Dasein alles einen Anfang und ein Ende hat, mit der logischen Notwendigkeit steht, daß hinter dem fernsten, mit unseren Niesenfernrohren sichtbaren Sterne weitere und weitere Welträume kommen, die sich ins Unermeßliche ausdehnen. Wenn die Mutter auf die naive Frage des Kindes, wo denn das Ende der Welt sei, die Antwort giebt, daß diese dort mit einem Bretterjause ver schlagen sei, so ist die weitere

Frage des kleinen wißbegierigen Drängers: „Und was ist hinter diesem Jause?“ geeignet nicht nur die Befragte, sondern ebenso den größten Philosophen und Astronomen in Verlegenheit zu setzen; denn sie muß immerdar unbeantwortet bleiben.

Aber auch das, was sich wirklich messen läßt, ist deswegen noch keineswegs eine faßliche Größe. Daß vor uns ungezählte Jahrtausende und Jahrtausende waren und ebenso nach unserem Tode sein werden, leuchtet uns leichter ein, und zwar vielleicht deswegen, weil die Zeit uns praktisch meistens nur als der eben verrauschende Augenblick zum Bewußtsein kommt. Während aber der Raum als Tatsächlichkeit sich nach allen Seiten vor unseren Augen darbietet, bis dorthin, wo die ausfließende Kraft unserer Instrumente versagt, können wir uns doch von den Entfernungen, mit denen die Astronomie rechnet, nur schwer ein Bild machen.

Gutgläubig lernt das Kind, das unser nächster Nachbar, der Mond in einer mittleren Entfernung von 50 000 geographischen Meilen von der Erde steht, daß es bis zur Sonne 400 Mal weiter ist, und daß trotzdem das Licht nur etwa 8 Minuten braucht, um bis zu uns zu dringen, daß in dreißigfach größerem Abstände als die Erde der äußerste bekannte Planet unseres Sonnensystems, der Neptun im Dämmerseine seine Bahn zieht. Dann verlassen uns Meilen- und Kilometermaße gänzlich, und wir müssen zur Bewertung der Entfernungen die Geschwindigkeit des Lichts heranziehen. Wir erfahren, daß das Licht, welches bis zum Neptun nur 1 Stunde und 8 Minuten braucht, den uns zunächst stehenden Fixstern erst nach 3 $\frac{1}{2}$ Jahren erreicht und mit großer Wahrscheinlichkeit erst nach Hunderten und Tausenden von Jahren zu jenen Millionen von Sonnen gelangt, in welche sich der matte Schimmer der Milchstraße in scharfen Fernrohren auflöst, daß also ein lichtschwaches Sternchen, welches gerade an der äußersten Grenze der Sichtbarkeit steht, schon zu Christi Zeiten untergegangen sein kann und trotzdem jetzt noch sein Licht zu uns gelangen läßt.

Gegenüber diesen in zahllosen Darstellungen popularisirten Größenverhältnissen ist wohl die Frage berechtigt, wie es die Wissenschaft fertig gebracht hat, diese zu messen, obwohl uns die unüberschreitbare Kluft des Weltraumes von den Objekten der Himmelsforschung trennt und keine Messkette ihn zu überspannen vermag. Wie sich dennoch die Messungen dieser ungeheuren Entfernungen auf denjenigen Grundlagen aufbauen, welche der Feldmesser mit dem Meter auf der Erdoberfläche bestimmen kann, soll der Zweck dieser Ausführungen sein.

Will man auf der Erde die Entfernung zweier weitentlegenen Punkte von einander feststellen, zwischen denen man nicht die Messkette anlegen kann, so mißt man vom Standort des die Berechnung führenden eine Grundlinie von etlichen tausend Metern in möglichst genauer Weise ab, indem man die Grundlinie viele Male in beiden Richtungen hin durch Messungen kontrollirt und von allen Resultaten den Durchschnitt nimmt, wobei die unvermeidlichen Fehler sich mit größter Wahrscheinlichkeit ausgleichen werden. Von den Endpunkten dieser Grundlinie oder Basis visirt man mit Fernrohren, die mit einem präzisen Winkelinstrument verbunden sind, nach dem zu bestimmenden fernen Ort und mißt die Winkel, welche die beiden Visirlinien mit der Grundlinie bilden. Wiederholt man diese Konstruktion im verjüngten Maßstabe auf dem Papier mit möglichst Genauigkeit, so wird man schon durch einfache Abtragung des Maßstabes mit dem Zirkel auf den Seiten des konstruirten Dreieckes die gesuchte Entfernung annähernd bestimmen können. Der Geodät bedient sich statt dessen natürlich besser der Rechnung mit trigonometrischen Tafeln. Mit diesen Hilfsmitteln, die in ihren Prinzipien schon vor 2 Jahrtausenden

bekannt waren, hat damals schon der Alexandriner Astronom Aristarchos annähernd genau den Umfang der Erde bestimmt. Heute dehnt sich natürlich ein Triangulirungsnetz von Tausenden peinlich genau vermessenen Dreiecken über alle Festländer, besonders über Europa aus, und so hat man mit Aufwande von vielen Millionen um einer Arbeit, die noch immer weiter fortgesetzt wird, den Umfang der Erde und ihre Gestalt — sie ist wie bekannt durchaus keine mathematische Kugel — bestimmt, da sie das Urbild ist, von welchem aus man in den Himmelsraum hineinmisst.

Auf ganz dieselbe Weise hat man zunächst die Entfernung des Mondes bestimmt. Einem Beobachter in Kapstadt erscheint dieser, um ein Beispiel anzuführen, an einem erheblich anderen Punkte des Himmels als in Berlin, und da man die Entfernung von Berlin nach der Hauptstadt Südafrikas sehr genau bestimmt hat, und wiederum die Winkel messen kann, welche die Visirlinien nach einem bestimmten Punkte der Mondoberfläche mit dieser langen Grundlinie auf der Erde einschließen, hat man die Entfernung Frau Lunas von der Erde gleich 60,27 äquatorialen Halbmessern der letzteren bestimmt.

Leider kann man mit der Mondentfernung als Basis nicht mit Genauigkeit die Entfernungen der Planeten und Sonne bestimmen, weil die dabei in Betracht kommenden Winkel viel zu spitz sind, um ohne erhebliche Fehler gemessen werden zu können. Hierzu mußte man einen andern Weg beschreiten. Wenn man die Entfernung der Erde von der Sonne = 1 setzt und nun z. B. die relative Entfernung der Venus von der Sonne bestimmen will, so mißt man den Winkel, welcher von Sonne, Erde und Venus an eine in beliebigen Tage gebildet wird und wartet dann ein halbes Jahr, bis die Erde am entgegengesetzten Punkte ihrer Bahn steht, worauf wiederum dieser Winkel gemessen wird. Es sind dann von dem ungeheuren Dreieck die Grundlinie, nämlich der = 2 gesetzte Durchmesser der Erdbahn und die beiden anliegenden Winkel bekannt, woraus wiederum sämmtliche andern Stücke des Dreiecks bestimmt werden können. Der Leser wird hier mit Recht so fort einwenden, daß der Planet während dieses halben Jahres ja nicht an der gleichen Stelle stillgeblieben ist. Diese Schwierigkeit ist jedoch schon von Kepler beseitigt worden, welcher aus seinen Beobachtungen, ohne die wahren Entfernungen der Planeten zu kennen, ihre Umlaufzeiten berechnete und dadurch in der Lage war, genau anzugeben, wann ein Planet wieder an demselben Punkte angekommen war, den er in dem Momente der ersten Winkelmessung eingenommen hatte. Ein diesem Termin wurde nun der zweite Winkel gemessen, und es konnten somit die Abstände der Planeten in Halbmessern der Erdbahn als Einheit sehr genau ausgedrückt werden.

Freilich war damit die wahre Entfernung zwischen Sonne und Erde, in irdischen Maßen ausgedrückt, noch nicht bestimmt. Letzteres ist jedoch in virtuöser Weise durch Beobachtung der Venusdurchgänge über die Sonnenscheibe geschehen, welche zuletzt am 9. Dezember 1874 und am 6. Dezember 1882 erfolgrat und zu deren Beobachtung von allen Kulturstaaten der Welt besondere Expeditionen entsandt wurden, da das hochwichtige astronomische Ereignis sich erst am 7. Juni 2004 und am 5. Juni 2012 wiederholt. Der Wert dieser Beobachtungen liegt, in kurzen Worten ausgedrückt, darin, daß man den Eintritt der kleinen schwarzen Venusscheibe auf die Sonnenfläche besonders scharf feststellen und die während dieser Zeit von 2 oder mehreren Sternwarten gemessenen Winkel genauer als durch jedes andere Verfahren bestimmen kann. Aus diesen Winkeln (Parallaxen) läßt sich die Entfernung der Sonne sehr genau ableiten, und der aus den vorerwähnten Venusdurchgängen erst vor wenigen Jahren endgültig ermittelte Wert von 149 370 000 Kilometer

wird wohl auf lange hinaus der genaueste bleiben, obwohl auch er noch nicht die vollkommene Genauigkeit hat, welche den Astronomen als Wunsch vorwebt.

Gespensker.

Stiige von Leo Wirtz.

Selt Wochen schlich unsere arme Mutter in dumpfer Qual umher und weinte viel in einsamen Winkeln des Hauses; der Schwester fröhliches Lachen war verstummt, und auch ich war trotz meiner neun Jahre von dem finstern Geist d. Hauses angesteckt worden, der plötzlich und grausam bei uns eingezogen war. Gepeiniget von einer großen geheimnisvollen Furcht, verbrachten wir unsere Tage. Nur der Vater war fröhlich und aufgeräumt. Mit lachendem Munde ging er morgens zur Arbeit, und lachend kehrte er abends wieder nach Hause zurück. Den ganzen Abend sah er bei uns, neckte meine Schwester und mich, erzählte uns lustige Geschichten und rauchte dazu seine Gipspfeife. Die Mutter gab sich Mühe, ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen, obwohl ihr die Thränen oft in den Augen standen. Uns Kindern hatte sie eingeschärft, den Vater von unserem Kummer niemals etwas merken zu lassen. Und wir taten, was uns möglich war.

Wohl fragte er einmal befremdet: „Was habt Ihr denn nur? Ihr lacht ja alle so gezwungen, seid so niedergeschlagen, so langweilig, so ganz anders als sonst?“

„Was sollten wir denn haben?“ antwortete die Mutter verlegen; „müde sind wir, und es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen.“

Diesen Abend aber weinten wir bitterlicher als je in unsere Kissen hinein und beteten länger und inniger für unseren armen totgeweihten Vater.

Vor Wochen, als die Fundamente der neuen Käserei ausgegraben wurden, war eine Zigeunerbande ins Dorf gekommen und hatte gebettet. Der Gemeindepäsident befaß dem Polizisten, die Gesellschaft abzuschreiben, und der trieb sie schonungslos aus dem Orte. Beim Käserbauplatz jedoch hielt eine alte, häßliche Zigeunermutter, die den Leuten aus der Hand gewahrt hatte, ihre Schritte an, wandte sich zu den neugierig Herumstehenden und sagte mit krächzender Stimme: „Ehe dieses Haus aufgerichtet ist, wird Einer dabei das Genick brechen.“ Und schneidend lachend humpelte sie weiter.

Seit diesem Tage war unsere Mutter wie umgewandelt. Zwar hatte sie jedesmal, wenn ein Neubau aufgerichtet werden sollte, als richtige Zimmermannsfran in Angst und Schrecken gelebt und uns Kinder zum heiligen Joseph beten lassen, dem Patron der Zimmerleute, daß er unseren Vater bei seinem gefährlichen Handwerk beschütze. Aber jetzt war die sonst so innig fromme Frau einem verhängnisvollen Aberglauben anheimgefallen. Die allerdings unter so seltsamen Umständen ausgestoßene Drohung, deren Wirklichkeit durch den phantastischen Auppus der alten Zigeunerin noch erhöht wurde, hatte sich so tief in die Seele meiner Mutter hineingefressen, daß jede vernünftige Erwägung ausgeschlossen war. Ich gedenke noch heute mit Schrecken an die traurigen Tage, die uns die unselige Geschichte bereitet hat, und ich teile die Erinnerung heute mit zur Warnung für alle abergläubischen Seelen, denen das rechte Gottvertrauen noch nicht die törichte Gespensterfurcht aus der Seele zu bannen vermag.

Als ich eines Tages aus der Schule nach Hause kam, hörte ich die Mutter in der Küche laut schluchzen. Ich fand sie über den rauchenden Herd gebeugt, in Thränen fast zerfließend und von Weinkrämpfen geschüttelt. Meine Schwester hielt die Arme um sie geschlungen und weinte mit. Ich war so niedergeschlagen von dem Anblick, daß ich mich zitternd und bebend auf die Türschwelle lauerte und vor Angst, als müßte etwas Schreckliches geschehen,

nicht zu athmen wagte. Meine Schwester setzte sich neben mich und sagte, von Schluchzen oft unterbrochen: „Denke Dir, Leo, was heute morgen vorgefallen ist! Die Mutter wollte um acht Uhr Kartoffeln aus dem Keller holen. Ich saß in der Stube und strickte Strümpfe. Als sie drunten war — hört sie plötzlich in der Stube ein lautes Klopfen. — Das klang so hohl, so unheimlich, so, weißt Du, wie wenn man einen — Sarg zunagelt. Mehr als zehn Mal hat es so geklopft. Dann kam die Mutter zitternd herauf und fragte mich, wer denn hier oben geklopft habe. Ich hatte nichts gehört, denke Dir, Leo, und das Klopfen sei doch so stark und deutlich gewesen, daß ich's hätte hören müssen, wenn nicht...“ Sie brach neuerdings in Schluchzen aus und fuhr dann fort: „Siehst Du, das war kein richtiges Klopfen, sondern ein Vorzeichen, das uns die Geister gegeben, eine Ahnung, eine Todesbotschaft! Und letzte Nacht schon hat die Mutter die Totenuhr ticken gehört in der Wand. Ach Gott jetzt ist alles verloren und alles Beten hilft nichts mehr.“ Sie stöhnte laut auf, und wir weinten alle drei lange und bitter.

Diesen Mittag war es uns fast unmöglich, dem Vater beim Essen unsere Stimmung zu verbergen. Es schien auch, als ob er etwas gemerkt hätte; denn er war schweigsamer als sonst und sah die Mutter und uns oft sonderbar forschend an. „Was fehlt Euch denn? Hat's etwas Ungerades gegeben? Habt Ihr geweint?“ fragte er einmal. Die Mutter errötete verlegen und stammelte: „Ach nein, ich bin nur etwas unwohl — die Kinder haben sich gezannt. Es ist nichts. Sei nur ruhig!“

Aber es schien doch, als ginge er diesmal in etwas bedrückter Stimmung zur Arbeit. Die Heimlichkeit, die wir hatten, mochte wohl seinem offenen Charakter widerstreben.

Das Aufrichtefest war da. Der Vater war diesmal eine Stunde früher fortgegangen, denn heute gab es viel zu tun, sollte doch am Abend der Bau fix und fertig aufgerichtet und mit Ziegeln gedeckt dastehen. „Zum Mittag- und Abendessen komme ich nicht heim, Anneli“, sagte er zur Mutter beim Morgenkaffee, „um acht Uhr ist das Aufrichtemahl im „Kreuz“ und dann...“ Die Mutter unterbrach ihn. „Aber sei vorsichtig, Christof, nur diesmal noch, bitte, lieber Mann! Ich habe so Angst um Dich!“ Lächelnd stand er auf, nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände, küßte sie innig und ging. „Gott schütze Dich!“ rief sie ihm mit zitternder Stimme nach. Und als wir seine kräftigen Schritte, die uns nicht wiederkehren sollten, draußen verhallen hörten, da faßte uns der Schmerz mit neuer Gewalt, und wir umarmten uns weinend und schluchzend. Heute wurde kein Mittagessen bereitet. Wer hätte da essen können, wo jeder Augenblick die entsetzliche Todesbotschaft bringen konnte? Wir harreten und weinten. Jeder Schritt auf der Straße jagte uns einen Schauer des Entsetzens durch die Adern, jeder Laut machte uns im Innersten erbeben.

Der Nachmittag schritt vor, und noch immer nichts. Die Schwester weinte nicht mehr, sie sah nur trüben, erloschenen Blickes vor sich hin; die Mutter lag auf den Knien vor dem alten, schwarzen Kreuzifix in der Ecke, und heftiges Schluchzen erschütterte ihren zusammengebrochenen Körper. Ich schlich mich von einem Winkel in den andern, fand nirgends Ruhe und fühlte mich wie zerfchlagen und totunglücklich.

Wieder erschallte ein Schritt auf der Straße, der rasch näher kam. Wir horchten auf und hielten den Athem an. Näher klangen die Schritte. Jetzt waren sie an der Stiege. Eine fürchterliche Spannung herrschte in dem dumpfen, unheimlichen Raum. — Horch! Was war das? — Die Schritte gingen vorüber!! Gott sei tausendmal gedankt! Ein dreifacher Seufzer der Erleichterung stieg gen Himmel.

Langsam sank die Sonne. Nun war der Abend da, und noch immer nichts! — Die Schwester stieß mich leise an. „Leo“, flüsterte sie, „geh' und sieh nach, ob das Haus noch nicht aufgerichtet ist.“ Wie eine Erlösung kam es über mich, daß ich die Stätte der Angst und des Schreckens verlassen durfte. Eilig und doch voll beklemmender Furcht, ich könnte dem Unglück entgegenrennen, lief ich der Käserei zu. Meine Beine zitterten, als ob sie zusammenbrechen müßten.

Plötzlich stand das schöne, stolze Gebäude vor mir. Welch' Wunder! Fertig von unten bis oben!! Die letzten roten Ziegel wurden eben hinaufgereicht, und meine Schulkameraden jauchzten auf den hohen Leitern. Und dort! Was war das? — Hoch oben auf dem First stand mein Vater, ein grünes Tannenbäumchen in der Hand, an dessen Zweigen rote, blaue und gelbe Bänder flatterten. Und er richtete das Bäumchen auf — ein paar kräftige Hammerschläge — da stand es schon aufrecht, und die Bänder und das Goldpapier flatterten im Winde.

Auf der Straße ging ein Jubel los unter der Dorfjugend, und die Erwachsenen umstanden wohlgefällig lächelnd den schmucken Bau. Jetzt reckte sich mein Vater zu seiner ganzen Größe auf und rief mit klarer, welt-hinreichender Stimme den alten, einfachen Zimmermannspruch über's Haus.

„Und so empfehle ich Dich, mit Allen, die da ein- und ausgehen, dem Schutze des allmächtigen Gottes. Amen.“ schloß er seine Rede; wir Kinder aber jauchzten, schrien und jubilierten, und die Leute klatschten freudig in die Hände. Noch nie in meinem Leben war mir mein Vater so schön erschienen wie jetzt, da er dort oben stand, frei und groß und stark, umjauchzt von dem Jubel des Volkes und verklärt vom letzten Abendsonnenstrahl.

Und jetzt stieg er herab. Als er auf die Straße trat, war es mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. Ich stürzte ihm entgegen, umklammerte seine Knie, weinte, lachte und jauchzte und wußte nicht, was ich tat. Er aber rief lachend aus: „Du närrischer Bub! Was treibst Du wieder für Possen! Geh' heim und sag der Mutter, ich lasse sie grüßen, und sie soll rasch in's „Kreuz“ kommen und Euch beide mitbringen. Und lustig soll's werden, verlaßt Euch d'rauf! Geh', Junge, geh!“

Ich stürzte davon mit meiner Freudenbotschaft. Wie bin ich mich meiner Wichtigkeit so sehr bewußt gewesen wie damals als ich die Kunde des Lebens nach unserm stillen Hause trug.

Stürmisch riß ich die Türe auf und schrie hinein: „Gerettet, gerettet! Mutter! Schwester! Der Vater ist gerettet, gesund und lebt!“

Ein Jubelgeschrei ersticke meine Worte. Mutter und Schwester umarmten und herzten und küßten mich. Der Mutter Freudentränen tropften auf meinen Scheitel und ihr Lachen klang mir wie Glockengeläute und Musikgetöse. Es gibt Augenblicke, die uns das Leben nur einmal schenkt, aber unvergänglich ist ihr Glanz, unverfleglich ihre Süßigkeit und unsterblich ihr Andenken.

Der Sunger-Jour.

Humoreske von Eugen Ifoiani.

„Ich habe die kostspieligen gesellschaftlichen Absättierungen nun satt“, sagte meine Frau zu mir bei Beginn der Gesellschaftssaison, „da sitzt man Stunden lang bei der Tafel, muß den Gästen vor weiß wie viel Gänge vorsetzen und schließlich ist man, wenn man aufsteht, furchtbar müde, sodaß sich die Leute noch eine halbe Stunde anreden und angähnen, um dann aufzubrechen. Das tue ich in dieser Saison nicht mehr. Ich richte mir einen Jour fix und fertig ein, wie ihn Meyers haben. Da stelle ich in deinem Zimmer ein kaltes Duffet auf, wo jeder sich nehmen mag, was

er will, ohne Stunden lang feststehen zu müssen und im Salon- und Wohnzimmer können sich unsere Gäste unterhalten; da kann geplaudert werden und musiziert, und da haben bequem fünfzig und sechzig Personen Platz, während ich bei fester Tafel immer nur zwölf und sechzehn Personen aufnehmen kann!"

Na, ich war von der trefflichen Strategie dieses gesellschaftlichen Schlachtplanes vollkommen überzeugt und hätte es mir wohl auch nicht viel genügt, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, meine Frau wünschte den Jour fix, und so konvertierte und adressierte ich ein paar Tage später gegen hundert Karten, auf denen die gedruckte Mitteilung zu lesen war, daß wir unsere Freunde am ersten und dritten Sonntag eines jeden Monats bei uns erwarten würden. Ich rechnete aus, daß alle, die wir da zu unserem Jour aufforderten, mit Weib, Kind und Regel etwa einhundert und dreißig Personen wären und fragte meine Frau sorgenvoll, wo wir so viele Leute lassen könnten, aber meine Frau machte mit Recht den Einwand, daß ja nicht immer alle Leute an demselben Tage Zeit und Lust hätten, und schließlich höchstens immer nur die Hälfte kämen, wie wir zum Beispiel ja auch bei Meyers nicht immer zu jedem Jour fix gingen, sondern von zwölf Abenden der Saison immer nur höchstens ein Drittel derselben besuchten. So würden es unsere Freunde auch mit uns machen, und schließlich, wenn man an den betreffenden Tagen aus Salon und Wohnzimmer die unnützen Möbel herausräume, haben wohl achtzig und noch ein paar Personen mehr Raum.

So gingen denn die Karten in die Welt, und als der erste Sonntag herannahte, richtete meine Frau ein stattliches Büffet her. Das sah ganz nett aus. Da standen drei hochaufgehaupte Schüsseln mit belegten Brötchen, dazu mehrere Schüsseln mit verschiedenen Braten, ein prächtiges Roastbeef, wie gemalt, mehrere Schüsseln mit Hummermajonaise, Italienschen und Herings-Salat und in der Küche waren noch verschiedene Schüsseln mit Compot und sechs große prächtige Torten.

"Aber wird's auch reichen, Männchen?" fragte ich meine Frau, "du hast dich gewiß nur auf sechzig Personen eingerichtet! wenn nun aber achtzig kommen!"

"Du kannst ganz unbesorgt sein, Männchen, es reicht auch für achtzig Personen! Wir werden nicht in Verlegenheit sein!" antwortete meine Frau, und sie behielt wirklich Recht. Wir blieben in der Tat nicht in Verlegenheit, unsere Gäste zu sättigen, wohl aber waren wir am Tage darauf sehr in Verlegenheit, wohin wir mit allen den kulinarischen Schätzen sollten. Es waren nämlich nicht achtzig, auch nicht einmal sechzig Gäste gekommen, sondern nur zwanzig, und diese zwanzig Personen aßen auch nur verhältnismäßig wenig.

Als ich meinen Freund, den Dr. Viscow immer von Neuem aufforderte zuzulangen, sagte er mir, nachdem er von einigen Sachen genippt hatte: "Ja, es tut mir leid, lieber Freund, daß ich nicht mehr essen kann. Aber, ich will dir aufrichtig gestehen, ich habe schon ordentlich im Restaurant vorgelegt!"

"Aber weshalb hast du das getan Viscow?" fragte ich vorwurfsvoll.

"Nun," meinte er, einem so erfahrenen Gesellschaftsmenschen, wie ich einer bin, darfst du das schon nicht übel nehmen! Ich weiß, daß es bei den Jours in der Regel miserables Essen gibt. Die fürchterlichsten Salate und zähesten Braten pflegen die Trakteurs für die Jour-Büffets zu liefern. Daß ich hier so ausgezeichnete und delikate Dinge, die augenscheinlich in der Küche deiner Frau selbst hergerichtet sind, vorfinden würde, konnte ich nicht ahnen!"

Nun, obwohl wir andern Tags an Verwandte und sehr intime Freunde Verschiedenes von den Schätzen los wurden, mußten wir doch die ganze Woche über Majonaisen und Salate und kalten Braten speisen, die Reste der Torten wurden geradezu herumgeworfen

in der Küche, und das erste Mal, als es in unserem Hause wieder ein Mittagessen gab, das nicht aus den Resten des Jours zurechtgebaut war, stieß ich ein wahres Indianergeheul aus.

Als nun der zweite Jour fix nahte, sagte ich zu meiner Frau: "Männchen, du hast wohl doch das vorige Mal zu viel des Guten getan!"

"Nun, diesmal kommen sicherlich mehr Personen", meinte sie, "das erste Mal scheut sich Mancher wohl gleich anzutreten. Da kommen nur die intimen Freunde des Hauses!"

"Ja, ja, das ist schon ganz gut!" antwortete ich. "Aber noch einmal eine ganze Woche hindurch Hummermajonaise und kalten Braten zu essen, das ist mir ganz unmöglich. Ich habe jetzt noch Magendrücken. Drei Tage halte ich das allenfalls aus, aber länger nicht."

"Na ja, du hast ja auch vollständig Recht", meinte meine Frau, "du hast ja aber voriges Mal nicht genug anrichten lassen können. Dir schien ja alles noch zu knapp! Warum kümmerst du dich immer um solche Dinge, die mich nur angehen! Laß mich nur machen!"

Na, und das geschah denn auch, ich ließ sie machen, was sie wollte und setzte mich Sonntag Abends in den Salon um meine Gäste zu empfangen.

Und sie kamen; sie kamen sogar in Schaaren. Was nur Beine hatte, schien an diesem Tage kommen zu wollen. Um neun Uhr waren beide Empfangszimmer dicht gefüllt, und meine Frau kam angstvoll zu mir, um mir zuzulüftern: "Du, ich bin in tödlicher Verlegenheit, das Essen kann kaum für die Hälfte der Personen reichen!"

"So schicke schnell herum nach einem der Restaurants, laße noch holen, was sie fertig haben, einen Schinken meinetwegen oder belegte Brötchen!"

"Ach, Männchen, geh' du doch selber, du weißt ja, daß man die Mädchen zu solchen Aufträgen nicht verwenden kann!"

Und so machte ich mich denn schleunigst hinten herum auf den Weg. Meine Frau rief mir noch nach: "Laß auch noch ein paar Torten vom Konditor herausschicken!"

Na, das war eine Bescheerung. Als ich in das erste Restaurant kam und fragte, was man dort habe, legte man mir die Speisekarte vor.

"Rein, ich wünsche das mit nach Hause zu nehmen! Ein Roastbeef, oder einen Kalbsbraten oder eine Zunge, oder alles drei, was Sie haben!"

"Bedaure sehr!" sagte der Restaurateur achselzuckend, "über die Straße darf ich Sonntags nichts verlanfen!"

Ich redete in ihn hinein, bat, flehte, bot wer weiß was dafür, er wollte sich nicht rühren lassen. Schließlich ließ ich mir zwölf Brötchen geben, unter dem Vorgeben, sie alle dort aufessen zu wollen, setzte ich mich in eine Ecke, wo mich niemand beobachten konnte, und wickelte die Brötchen in ein paar Papierservietten, die ich dem Kellner teuer bezahlte und ging dann, fleißig kauend, aber mit ganz leerem Munde an dem Wirte vorbei zu einem anderen Gastwirt, wo es mir ähnlich erging. Auch Torten waren nicht aufzutreiben.

So kehrte ich nach einer halben Stunde mit einem paar Duzend belegter Brötchen heim.

Als meine Frau den Mißerfolg meiner diplomatischen Sendung sah, wollte sie beinahe weinen und verzweifeln.

Ich aber sagte: "Weinen hilft hier nichts, mein Kind! Hier gilt's zu handeln. Ruf deine Schwester Clara heraus und die Frau Kaiser, die wohnen hier in der Nähe. Bitte sie, daß sie alle ihre Speisekammervorräte herholen lassen. Ich werde inzwischen hier im Hause herumgehen und unsere Hausnachbarn anbetteln."

Meine Frau machte Einwendung, sie müßte vor Scham vergehen, ihre eigenen Gäste in diese Verlegenheit einweihen zu müssen. Die ganze Stadt werde über ihre Ungeglichkeit lachen. Natürlich hatte ich wieder nur an dem ganzen Mißgeschick Schuld. Aber

schließlich, — es war ja höchste Zeit! — mußte sie meinen Rat befolgen, und während sie ihren Gästen ihre Verlegenheit beichtete, ging ich zu unseren Hausnachbarn Trepp auf, Trepp ab und ließ mir geben, was sie im Hause hatten, von diesem ein paar Eier, von jenem ein Stück Käse, Fleischreste und dergleichen mehr. Sie gaben auch alle willig her, was vorhanden, nur bei einem Hausbewohner hatte ich Pech. In der ersten Etage unseres Hauses wohnt die verwitwete Geheimrätin Excellenz von Rehow. Ich wagte es anfangs nicht dort anzuklingeln und meine Bitte vorzutragen. Da ich aber schließlich doch immer noch recht wenig eingeheimst hatte, mußte ich mein Heil versuchen. Nachdem ich dreimal geklingelt, erschien endlich Jemand und fragte durch die verschlossene Tür: "Wer ist da?" Ich brachte mein Anliegen vor!

"Was wollen Sie", könnte es wutschnauend durch die verschlossene Tür, "machen Sie schnell, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich aus dem Fenster um Hilfe!" Solche Frechheit! Sonntag Abend ein Bettler!"

Und ich machte eilends, daß ich fortkam, lieferte in der Küche meine Schätze ab und eilte wieder zu meinen Gästen, deren Zahl sich unterdessen noch um einige vermehrt zu haben schien, und die alle sehr erstaunt waren, daß der Hausherr sich ihnen entzogen habe. Als ich mich beim Begrüßen meiner Gäste und plaudernd mit ihnen auch einer Gruppe näherte, in der Frau Kaiser lebhaft sprach, verstummte diese plötzlich. Augenscheinlich war sie bereits lebhaft bemüht, allen Gästen zu erzählen, daß es bei uns heute nichts gäbe.

Nach zehn Minuten kam meine Frau zu mir, sie flüsterte mir zu, daß Alles fertig sei, ich könne nun zum Essen bitten. Sie geniere sich ordentlich, fügte sie hinzu, dazu auch noch die Gäste zu bitten. Jeder kriegen nur einen Happen, und miserables Zeug darunter, Frau Kaiser habe ihr die schlechteste Blut- und Leberwurst kommen lassen, die es überhaupt gebe.

Na, es half nun nichts. Ich bat mit lauter Stimme die Gäste, dem kleinen Imbiß zuzusprechen und geleitete sie an's Büffet in's andere Zimmer. In zehn Minuten war die Tafel vollständig leer. Ich selbst hatte keinen Happen geessen.

Da, man plauderte bereits wieder lebhaft und hatte die Empfindung, daß Alle nur über das wenige und schlechte Essen sprachen, hörte ich es klingeln.

"Um Gotteswillen!" dachte ich, "wenn da nun noch ein Gast käme!" Und es kam wirklich Einer, nein es kamen sogar zwei.

Dr. Viskow trat mit einem Herrn herein, den er mir mit folgenden Worten vorstellte: "Du, ich habe mir erlaubt, meinen Freund Altenberg mitzubringen. Wir waren zusammen im Theater. Ich wollte aber deinem Jour nicht versäumen. Ihr habt voriges Mal so prächtige Delikatessen gehabt, die wollte ich mir diesmal nicht entgehen lassen. Wir haben beide fürchtbaren Hunger!"

Ich setzte Beiden unbelegtes Butterbrot vor; nach zehn Minuten waren sie verschwunden, während ich mich anderen Gästen widmete, die an diesem Abend überhaupt alle merkwürdig früh gingen.

An unseren nächsten Jours prangten wieder auf unseren Tafeln ungläubliche Mengen von Speisen. Aber die Gäste blieben aus; nur eine kleine Anzahl Intimer blieb uns treu, und die schienen immer schon vorher gespeist zu haben, denn wie meine Schwägerin Clara uns hinterbrachte, wurde unser Jour in den Bekanntenkreisen nur immer der Hunger-Jour genannt.

Scherzrebus.

'TTT' 3